

„Die Bombe“

Die Bombe... Von dem schweren Brandungslad des Berliner Schnellzuges im Februar, das als Opfer drei Tote, zehn Schwerverletzte und 48 weniger schwer Verletzte forderte, werden folgende Einzelheiten bekannt: Zwischen Bahnhof und Schleifbahn entstand im fünften Wagen des fraglichen Zuges eine Explosion einer 65 Liter fassenden Säureflasche, welche ein Reisender aus Unvorsichtigkeit an die Heißeleitung gelassen hatte. Der Inhalt ergoß sich über den Boden des dichtbesetzten Wagens dritter Klasse und hatte im Augenblick Feuer gefangen. Die Flammen schlugen bis zur Decke des Wagens empor. Das Innere des Wagens bildete sofort nach der Explosion ein Flammenmeer, aus dem sich verschiedene Personen, auch zwei Frauen, durch einen Sprung aus dem Fenster retteten. Trotz der furchterlichen Aufregung hatte ein Soldat noch die Gelbesgegenwart, die im Wagen befindliche Notbremse zu ziehen, so daß der Zug verhältnismäßig rasch zum Halten gebracht werden konnte. Der Wagen ist bis auf das Eisengerippe ein Opfer der Flammen geworden, desgleichen fast zur Hälfte der anstehende. Die Flüssigkeit, deren Explosion das gräßliche Unglück verschuldet hat, ist eine Säure gewesen, die eine Bote von Hannover für die Augsburg-Ballonfabrik Riebingen nach Augsburg zu befördern gehabt hatte.

Die Firma Riebingen in Augsburg behauptet, daß ihr von Hannover aus überhaupt keine Sendung angefertigt wurde. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um eine demontierte, die auch nicht eine demontierte Schmelzschmelze enthält, sondern um eine Schmelzschmelze, die zum Schmelzen von Ballonstoffen verwendet wird.

Ein weiteres Eisenbahnunglück ereignete sich in der Station Zeitlingen an der Augsburg-Statthager Linie, mo infolge Uebersehens des Einfahrts-Signals zwei Güterzüge aufeinander prallten. Zehn Wagen entgleisten, einer verbrannte. Der Materialschaden ist groß. Die Telegraphenleitung ist gestört, die beiden Doppelgleise der Strecke Augsburg-Ilm gesperrt.

Kartoffel-Wasser.

Der Rheinisch-Westfälischen Zeitung wird geschrieben. Die wirtschaftliche Einschränkung der heutigen Zeit erinnert die Hausfrauen an manche alten Küchenbräute, die unferne Vorfahren schon gekannt, die aber im Laufe der Jahre vergessen oder mißachtet worden sind. Zu diesen verlassenen Küchenbräuten zählt die Ausnutzung des Kartoffelwassers. Wasser, in dem geschälte Kartoffeln gar gekocht worden sind, enthält viele Stoffe, die wunderbar reinigend und schädlich wie gute Fleckwasser wirken. Es ist daher von Vorteil für jeden Haushalt, wenn das Kartoffelwasser gesammelt und zum Waschen von besonders schmutzigen Wäsche, namentlich Küchenwäsche benutzt wird. Sieht man das dampfende Kartoffelwasser über unsaubere oder stiefte Wäsche und Kleidungsstücke und läßt diese zugedeckt eine Zeitlang darin liegen, so zieht aller Schmutz spielend leicht heraus, ohne daß ein Waschmittel oder Seife, dazu getan wird. Auch das kalte Kartoffelwasser, in dem Reste der geriebenen rohen Kartoffel enthalten sind, enthält Werte, die der Kartoffelstärke ähneln und dem Haushalte sehr dienlich werden. Die Abfälle der geriebenen rohen Kartoffel setzen im Wasser schon über Nacht Stärke ab, die oft mit frischem Wasser abgewaschen und getrocknet, am nächsten Tage bereits das weiche Reib liefert. Dieses Kartoffelreibe muß fein geschoben werden, alsdann kann es zu vielerlei Zwecken verwendet werden.

Sonderbarer Selbstmord.

Ein in miltlichen Verhältnissen lebender Angestellter in Aarau, beschloß, seinem Leben ein Ende zu machen und wählte sich zu diesem Zwecke Chloroform zu verschaffen. Er experimentierte damit in einem Wäldchen an der Aare und legte sich, wie er meinte, im Gestrüpp zur ewigen Ruhe nieder. Der Fall ereignete sich am letzten Dienstag vor acht Tagen, und während der Zeit bis zum darauffolgenden Samstag lag der Mann in todähnlichem Schlafe im Freien, an welchem Tage er wieder erwachte. Er schleppte sich mit vieler Mühe auf den Exerzierplatz, von wo aus er nach Hilfe rief, ohne daß er bemerkt wurde. Am Sonntag nachmittag endlich kam ein kleiner Knabe vorbei, der sofort Hilfe holte. Man schaffte den Mann mit erfrorenen Füßen in das Kantonshospital, wo man befürchtete, ihm beide Beine abnehmen zu müssen. Es braucht schon eine Freinatur, um fast eine Woche im Freien zu liegen und dabei noch mit dem Leben davonzukommen.

Bien und Col. d.

Wie die beiden Literaten ihre Arbeit gegenseitig beurteilen. Tolstois dänischer Uebersetzer Emanuel Danjen veröffentlicht in „Politiken“ Erinnerungen aus seiner literarischen Wirksamkeit, die ihn sowohl zu Tolstoi wie auch zu Ibsen in Beziehung gesetzt hat. Ibsen fandte er u. a. seine Uebersetzung der „Macht der Finsternis“ zu, und darauf erhielt er von dem Dichter am 27. November 1883 einen Brief, worin Ibsen sich über das Wert aussprach. Es hieß darin: „Das Drama „Die Macht der Finsternis“ habe ich mit großem Interesse gelesen. Ich zweifle nicht daran, daß es bei ehrlicher und rücksichtsloser Aufführung eine bedeutende Wirkung auf der Szene ausüben wird. Freilich will es mir doch scheinen, als ob der Verfasser nicht volle Einsicht in die dramatische Technik besitzt. Das Stück enthält meinetwegen als Auftritte, und der Dialog dünkt mich an vielen Stellen mehr episch als dramatisch, die Arbeit im ganzen weniger ein Drama, als eine dialogisierte Erzählung. Aber die Sautische ist ja da. Der Geist eines genialen Dichters lebt und offenbart sich in dem Ganzen.“

Wie man sieht, eine achtungsvolle Anerkennung des dichterischen Genies Tolstois unter Vorbehalt seiner Begrenzung inbezug auf das Drama. Ganz anders aber lautete das Urteil, das Tolstoi über den norwegischen Dichter fällt. In der Unterhaltung mit Hansen sagte er zu diesem: „Ich sehe, daß Sie jetzt wieder ein Stück von Ibsen (ins Russische) überetzt haben. Daß Sie das tun mögen!“ Hansens Einwendung beantwortet Tolstoi mit der Behauptung, daß, wenn Ibsen einen so hervorragenden Platz in der neueren europäischen Literatur einnehmen könne, dies nur einen neuen Beweis für das niedrige Niveau bilde, auf dem sie sich zur Zeit befinden. Und Tolstoi schloß seine Bemerkung mit dem russischen Sprichwort: „Wo es an Fisch mangelt, kann der Krebs für einen Fisch gelten.“ Man kann nicht sagen, daß in diesem Falle Tolstoi den Preis der Weisheitigkeit und des Verständnisses davonträgt.

Der Balenice in der Schweiz.

Man schreibt aus der Ostschweiz: Wenn alle Schweizer sich in strengen, lange anbauenden Wintern mit einer tragfähigen Eisdicke überziehen, ist das bei unseren romantischen Balenice doch niemals der Fall. Soweit Geschichte und Erinnerungen zurückgehen, nirgends findet sich der Fall einer „Geldröde“ dieses Berges erwähnt. Auch in dem sehr kalten Winter 1879 bis 1880 ist der Balenice nicht zugefroren, mo sonst alle Seen in Eis geschlossen waren. Am 6. Februar 1880 betrug die Temperatur in Mitte des Sees noch volle vier Grad Celsius. Auch heute zeigt sich auf dem See noch keine Spur von Eisdicke; seine Temperatur steigt noch immer etwas über vier Grad Celsius! Was dem Balenice diese merkwürdige Eigenart herbeiführt, ist die Beschaffenheit seines Bodens: Bei bedeutender Tiefe und steilen Ufern besitzt die Wasserfläche eine relativ nur geringe Oberflache, deren Wärmeverlust nach außen im Verhältnis zur Masse sich in engen Grenzen hält. Hat sich die letztere einmal auf die mittlere Jahrestemperatur ihres Klimas eingestellt, so vermögen Sommer- und Winterschwankungen von diesem thermischen Mittelzustand sich nicht mehr erheblich zu entfernen. Einzig im Jahre 1830, dem fürstlich kalten Winter 1829-1830, erwähnt die Chronik, daß der See an der Oberfläche zeitweilig mit Eis etwas zufroren sei.

Der Krieg zehrt.

Die Bevölkerung Deutschlands schloß beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618 zwischen sechzehn und achtzehn Millionen Menschen und am Ende desselben kaum mehr vier Millionen. In Württemberg allein gingen von 1634 bis 1641 nicht weniger als 345,000 Personen zugrunde, sodas das Land sieben Jahre vor dem Ende des fürchterlichen Krieges nur mehr 47,000 Einwohner hatte. Von den 500,000 Bewohnern, welche die Kurpfalz im Jahre 1618 hatte, waren 1640, beim Abschluß des Westfälischen Friedens, nur mehr 48,000 übrig. In der gleichen Weise wurde die Bevölkerung auch in Thüringen, Franken, Nieder-Deutschland und allen andern Gebietsteilen fast ausgerottet. Große Landesteile wurden vollständig entvölkert und in den menschenleeren Landschaften hauchten in den Trümmerruinen der zerstörten Städte und Dörfer Scharen von Wölfen und andern wilden Tieren.

Feiner Gesandter.

Man mit anrührender Vergangenheit zum Vertreter in Genf ernannt. Den „Basler Nachrichten“ wird anlässlich der Ernennung des „Bürger Kaprinski“ in Genf zum außerordentlichen Gesandten der Schweiz in der Schweiz geschrieben: Diese Nachricht ruft einen Vorfall in Erinnerung, der vor elf Jahren sich abspielte und den Jourgen der Bank von Lisslis betraf. Am 26. Juni 1907 griff am hellen Tage mitten in der Stadt Lisslis eine mit Gewehren, Revolvern und Bomben besetzte Bande von Revolutionären den Jourgen der Bank von Lisslis an. Es entspann sich ein regelrechter Sitzensturz, bei welchem 35 Personen getötet wurden. Den Räubern fielen 600,000 Fr. in die Hände. Einige Monate später gelang es der Pariser Polizei, die Haupttäter festzunehmen. Gleichzeitig wurde in München die 23jährige Russin Sarah Kowitz in dem Momente verhaftet, als sie in Lisslis geflohene Banknoten zu wechseln im Begriffe war. Die Untersuchung ergab, daß sie am gleichen Tage von Genf hergereist war. Auf das Verlangen der russischen Gesandtschaft in Bern wurde auch in Genf eine Untersuchung durchgeführt. Als die Polizei dort in ihrer Wohnung erschien, traf sie den 23jährigen Mann ohne Papiere, der sich Kaprinski nannte und mit der Kowitz in enger Beziehung stand. Kaprinski wurde ebenfalls verhaftet, konnte aber den Nachweis erbringen, daß er am Tage jenes Attentats nicht in Lisslis war. Die von Rußland verlangte Auslieferung Kaprinskis wurde vom Bundesrat verweigert, und auch von einer Landesverweisung wurde Abstand genommen. Kaprinski blieb in Genf und wurde Bibliothekar der dortigen russischen revolutionär-sozialistischen Leihbibliothek, die über 100,000 Bände und eine Menge bedeutender Dokumente umfaßt. In dieser Stellung erreichte ihn auch der Leninsche Ruf. Frau Kowitz war damals weniger glücklich. Sie ist wegen Handels mit geflohenen Wertpapieren in München zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden. Wie Genfer Blätter neuerdings melden, soll Kaprinski, der nach Rußland abgereist ist, erklärt haben, daß er die Verurteilung auf diesen Posten nicht anzunehmen, überhaupt nicht mehr nach der Schweiz zurückkehren gedenke. Seine Bibliothek in Genf ist inzwischen in Ritten verpackt im Stadthaus von Plainpalais untergebracht worden, mo sie des Abtransportes nach dem Lande der Bolschewiki harret.

Städte als Wirte.

Wie die Zentralstelle des deutschen Städtebundes mitteilt, dürfte die Verabsichtigung der Schankwirtschaften und des Auskants alkoholischer Getränke in der Gemeindefinanzpolitik der nächsten Zeit eine bedeutende Rolle spielen. Die in den Kreisen der Kommunalpolitiker oft erörterte Frage geht in Deutschland zurück auf die Anregung des Reichstanzlers an die Bundesregierungen vom 25. Juni 1912, den Gemeinden durch die Aufnahme einer entsprechenden Bestimmung in die Gewerbeordnung die Möglichkeit zu geben, orskantantisch festzusetzen, daß der Betrieb der Schankwirtschaften und des Kleinhandels mit Branntwein und Spiritus lediglich entweder für Rechnung der Gemeinde durch angestellte Beamte oder durch gemeindefähliche Gesellschaften zu erfolgen habe. Es wird nach den in Norwegen und Schweden in großen Umfange gemachten Erfahrungen behauptet, daß wirtschaflich die deutschen Gemeinden über ein Zünftler ihrer Ausgaben aus dem Bräuntweinverkauf, ein weiteres Zünftler aus dem Bierauskants werden beden können, wobei die Ausfälle an Gewerbe- und Betriebssteuern sowie an Einkommensteuer (insolge Veränderung der Konzeptionen) schon in Abzug gebracht sind.

In einzelnen Gegenden hat man mit Gemeindefinanzlichen gute Erfahrungen gemacht, so im Kreise Medlinghausen im Ruhrgebiet. Dort ist eine ganze Anzahl Gemeindegasthöfe errichtet worden, die aber hauptsächlich den Zweck haben, den Alkoholgenuß zu beschränken. Diese alkoholischen Wirtschaften werden schon seit Jahren fast beständig. Mit solchen Gasthöfen — mögen sie von Gemeinden oder gemeindefähigen Gesellschaften errichtet werden — wird man sich gewiß auch in andern Gegenden befriedigen. Was aber die Uebernahme anderer Wirtschaften seitens der Gemeinden betrifft, so heißt diese zum Teil auf grundsätzlichen Widerstand: viele Sozialpolitiker vertreten nämlich den Standpunkt, daß es nicht Aufgabe der Gemeinden sei, Gewinn aus dem Betrieb von alkoholischen Getränken zu ziehen, mit anderen Worten: die Trunksucht zu fördern.

Es ist schon so viel, wenn man nur einem Herzen unentbehrlich ist, daß es Vermessenheit wäre, an mehr als das zu glauben.

Neu-Seeland.

Eine der interessantesten Kronkolonien Englands ist Neu-Seeland, des „lojalster Experimente“. Es gleicht mit seiner insularen Lage und seinem feuchten, doch allen Erweitern von Hitze oder Kälte abgewandten Klima in mancher Beziehung seinen europäischen Mutterlande England. Auch in dieser Kolonie ist das Regierungssystem zentralistisch, d. h. es bestehen nicht wie in andern Kolonien, z. B. Australien, Provinzialregierungen, sondern ein einziges Parlament mit zwei Kammern und einem residenten Gouverneur. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 50,000, wovon 98 Prozent aus britischen Elementen. Das Dominion Neu-Seeland ist vorzugsweise Weideland, wo die Indutrien, die es nebst Bergwerken und Steinbrüchen aufweist, stehen hauptsächlich mit landwirtschaftlichen Produkten und hauswirtschaftlichen Bedürfnissen in Zusammenhang. Ueber 14,000,000 Morgen Land wurden mit englischem Gras besät und der Boden ist so ergiebig, daß die Ernten an Mais und andern Viehfutter für die Winterfütterung der Schafherden ausreichen und kein Viehfutter eingeführt werden muß. In der Folge stiegen die Preise für gutes Heumal auf eine Höhe, die selbst in England nicht erreicht wurde. Trotz der kostspieligen Arbeitskräfte ist die Landwirtschaft in Neu-Seeland sehr rentabel. Die Knappheit an der Zahl landwirtschaftlicher Arbeiter hat dazu geführt, das System der Kleinbauern zu begünstigen, wobei das Land vom Eigentümer und seiner Familie bewirtschaftet werden kann. Das Getreideland befindet sich in den Canterbury Ebenen der Südinsele und umfaßt 3,000,000 Morgen. Während der durchschnittlichen Ertrag des Jahres 1914-15 für Weizen 29, für Gerste 32.5, für Hafer 40 Bushel pro Acre betrug, liegt der Ertrag auf besonders günstigen Ackerland bis zu 80 und 90 Tuhel und 100 Bushel Hafer. 70-90 Tonnen Rüben pro Acre sind in diesem Gebiet nichts seltenes. Die Nordinsel ist das Zentrum der Woll- und Käseindustrie. Im Jahre 1914 wurden von hier aus 434,000 Zentner Woll und 861,000 Zentner Käse im Werte von 30 Millionen Dollars nach England etc. exportiert. Das älteste und noch immer das ausgiebigste Produkt Neu-Seelands ist die Wolle. Im Jahre 1914 wurden 2,204,730 Zentner im Gesamtwert von 80 Millionen Dollars ausgeführt, wobei es sich um den Ertrag von 24,000,000 Schafen handelte. In früheren Zeiten bildete Wolle die einzige Einnahmequelle der Schafzüchter. Seit der Einführung von Kühlanlagen und raschen Transportmöglichkeiten haben sie weiteren Gewinn von der Ausfuhr von Gefrierfleisch in Gestalt von gestrorenen Schafen. Im übrigen besteht ein Viehstand von 2,000,000 Kühen, 350,000 Schweinen und 400,000 Pferden. Eine ziemlich große Rolle spielt in Neu-Seeland auch der für den Handel bestimmte Obstbau, auf den 90,000 Acres Land entfallen, wovon ein Drittel erst in den letzten 10 Jahren kultiviert worden ist. Ungefähr ein Ahal des gesamten Bodens von Neu-Seeland ist mit Wäldern bedeckt. Unter dem einheimischen Holz erreicht die Kauri-Fichte eine Höhe von 120-160 Fuß mit einem durchschnittlichen Umfang von 12 Fuß; außerdem ist besonders die rote, sowie auch die weiße Fichte vertreten. Die zur Erzeugung von Elektrizität benutzenden Wasserkrafts des Landes werden von Experten auf 5,817,000 Pferdekräfte eingeschätzt. Doch wurden bisher nur einige größere Elektrizitätswerke von Gemeinden zum Zwecke der Beleuchtung und Heizung errichtet. Die Verwendung elektrischer Kraft für Eisenbahn und Industrie hat nicht eingelebt, obgleich sie billig zu haben wäre. Gold wurde im Weibi-Distrikt der Nordinsel schon in beträchtlichen Mengen gefunden. Obwohl die Ausbeutung in der Abnahme begriffen ist, beträgt die jährliche Ausbeute zur Zeit noch immer 88,500,000.

In ganzen genommen, scheint die Zukunft der Kolonie auf landwirtschaftlichen Gebiet zu liegen, und die für Ackerland geeigneten Gebiete können sehr wohl eine fünfmal größere Bevölkerung ernähren. Große Stiftung. In Offen hat Frau Asthöfer, geb. v. Baldthausen, zum Ankeren an ihren verstorbenen Mann 100,000 Mark gestiftet, von denen 50,000 Mark zur Erweiterung der bereits bestehenden Baldthausenstiftung zur Errichtung eines Siedenheims und 50,000 Mark für ein Sänglingsheim verwendet werden sollen.

Gottschast vom Mars.

Die technische Möglichkeit, eine solche zu senden, wäre vorhanden. Die Frage, ob zwischen Mars und Erde eine Verbindung, ein Gedankenaustausch möglich sei, ist oft aufgeworfen worden, und die Dichter haben sie in Phantasie-Romanen mehrfach behandelt. Der Leipziger Physiker Otto Wiener hat sie nun jüngst in einem Vortrag gestreift, den die „Deutsche Revue“ veröffentlicht. Danach scheint es, vom rein physikalischen Standpunkte aus betrachtet, nicht ausgeschlossen, von der Erde eine Gottschast zum Mars zu senden. Die elektrische Wellen-Telegraphie wäre es, deren man sich bedienen müßte. Die Reichweite der elektrischen Wellen-Telegraphie ist neuerdings ganz gewaltig gesteigert worden; sie arbeitet mit Strömen von vielen hundert Ampere; die Morsetaster, die zum Senden der drahtlosen Telegramme nötig sind, gleichen dem Stampfer einer Fabrik. Von Nauen aus hat man bis nach Togo, ja bis nach Deutsch-Südwest-Afrika telegraphieren können. Die Gottschast sind schon so weit gekommen, daß Zeichen um das halbe Erdrund gegeben werden können, und der Bau von Einrichtungen, deren Zeichen auf der ganzen Erde bemerkt werden können, ist nur noch eine wirtschaftliche Frage. Bei genügender Vergrößerung aller Einrichtungen würde man dahin gelangen, von der Erde nach einem anderen Orte unseres Sonnensystems drahtlos zu telegraphieren, etwa die Wellen bis zum Mars zu schicken. Man braucht dazu freilich Apparate, die nach dem gegenwärtigen Stande der Technik dielektrisch eine Billion Pferdekräfte benötigen müßten, ein Unternehmen, das allerdings mehr kosten würde, als man mit Rücksicht auf Erfolg gut ins Wert zu setzen würde. Wissen wir doch nicht, ob den Menschen menschenverwandte Geschöpfe auf den anderen Planeten unseres Sonnensystems wohnen, und wenn sie es tun, ob sie gerade die Apparate hätten, um solche Zeichen wahrzunehmen und zu beachten. Wissen wir doch auch nicht, ob unter den vielen elektrischen und magnetischen Störungen, die unsere Apparate anzeigen, auch solche sind, die von solchen Geschöpfen auf anderen Planeten ausgehen. Das könnten wir erst beurteilen, wenn wir alle vorhandenen Störungen vollständig zu erklären imstande wären.

Zeitgemäßer Vorschlag.

Die Tuberkulose ist die meist verbreitete Krankheit unter den Menschen. Sie tötet nicht allein die höchste Erkrankungsstufe, auch die Sterblichkeit ist größer als bei allen übrigen Krankheiten. Sie befällt alle Teile des Körpers und tritt unter den verschiedensten Formen auf. Der Erreger ist überall gegenwärtig und befällt jede Rasse. Kein Lebensalter bleibt von der Tuberkulose verschont, und jeder Mensch wird in seiner frühesten Jugend von dem gefährlichen Keim durchdringt. Braucht man es erst zu sagen, daß das Elend des Krieges das Elend der Tuberkulose nicht gemildert haben kann? Der Kampf gegen diese Menschheitspeinende hat denn auch im Kriege noch großartigere Formen angenommen als im Frieden. Um so betrenndlicher muß es erscheinen, daß die Lehre von dieser Krankheit unter den Krankheiten wenigstens offiziell noch keine Heimstätte an unseren Universitäten gefunden hat. In der „Wiener klinischen Wochenschrift“ tritt nun Primar-Art Dr. Wilhelm Müller, derzeit Leiter eines Tuberkulose-Hospitals, mit dem Vorschlag an die Deutscher, selbständige Universitäten und Lehrstühle für das Tuberkulosefach zu schaffen. Daß solche Lehrstühle noch nicht bestehen, liegt eben daran, daß die Lehre von der Tuberkulose als Spezialwissenschaft ebenso wenig jung ist. Nach dem großen Aderlass wird man unbedingt bemüht sein müssen, die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, zu heilen. Der Kampf gegen die Tuberkulose muß eines der wirksamsten Heilmittel sein. Er erfordert Ärzte, die aufs beste ausgebildet sind in der Handhabung aller Waffen dieses unermesslichen Kampfes, den die ganze Menschheit gegen ihren gemeinsamen Feind führen muß. Der Anfang einer taftkräftigen und zielbewußten Bekämpfung der Schwinducht muß unbedingt an der Mutterlücke aller ärztlichen Ausbildung, also in der Klinik erfolgen, und es ist Aufgabe der Hochschulen, das Interesse dafür in viel größerem Maßstabe zu fördern und zu vertiefen, als es bisher gelehrt ist. In erster Linie verspricht die Gründung der Tuberkulose-Kliniken die Heranbildung einer Merzmann, die den Krieg gegen die Tuberkulose noch gründlicher und erfolgreicher führen wird als bisher.

Zeitgemäßer Vorschlag.

Tuberkulose als Lehrsach.

Der moralische Kagenjammer ist der schlimmste Pestifer. Nach dem Jahresbericht für 1916 schließt, wie aus Berlin berichtet wurde, die Bagdad-Bahn mit einem Verluste von 142,000 Francs ab, gegen 220,000 Francs für das Geschäftsjahr 1915.

Romische Szene.

Bestreuter Gelehrter brachte sich in peinliche Lage. Nachdem der Literaturhistoriker Jean Jacques Ampere im Jahre 1847 zum Mitgliede der Pariser Akademie ernannt worden war, lud der damalige Kanzler der Universität, Fontanes, ihn zum Diner zu sich ein. Die übrigen Akademiker erlaubten sich einen Scherz mit dem Neuling und sagten ihm, er müsse bei der Gelegenheit den feierlichen Dnat seiner neuen Würde anlegen. Zu seiner Verlegenheit bemerkte er bei seinem Eintritt in den Kreis der Geladenen, daß außer ihm selber keiner von den Mitgliedern der Akademie Robe und Degen trug. Da namentlich letzterer ihn stark beschäftigte, legte er ihn ab und verstellte ihn in einem unbewachten Augenblicke unter die Kissen eines Fauteuils. Während der Mahlzeit wurde Ampere durch irgend eine Wendung im Gespräch seiner Nachbarn auf eine gelehrte Streitfrage gebracht, die ihn in solchem Grade in Anspruch nahm, daß er sich nicht mehr an der Unterhaltung beteiligte, sondern in tiefes Sinnen versank. In Gedanken versunken, blieb er sitzen, als ein Gast nach dem andern sich empfahl. Er stierte vor sich hin und merkte nicht, daß er der letzte der Tafelrunde war, merkte nicht, daß endlich auch der Herr des Hauses sich zurückzog, merkte nicht einmal, daß Madame Fontanes, die aus Respekt vor ihrem berühmten Gaste nicht von der Stelle wich, doch schließlich, als er auf ihre Konversation durchaus nicht einging, von unwiderstehlicher Müdigkeit übermannt wurde und in ihrem Fauteuil einschloß. Erst als es gar zu auffallend still um ihn geworden war, kam Ampere aus seiner Gedankenarbeit zu sich und blickte sich entsetzt im Zimmer um. Da sah er seine Gastgeberin in Gesellschafts-toilette neben sich im Fauteuil sanft eingeschlummert, sonst alle Gäste wie Hausherr und Dienerschaft, gegangen! „Da bin ich sicher wieder in meine unglückliche Zerstreuung verfallen“, sagte er sich, ganz vernichtet, „und o wehe! — meine gebulbige Wirtin ruht ausgerechnet auf den Kissen, unter welchen mein Degen versteckt ist!“ Indem er neben ihr niederkniete, bemühte er sich auf alle Weise, seine Waffe unter dem Kissen hervorzuziehen. Nach langen vergeblichen Anstrengungen erreichte er sein Ziel; leider aber war die Scheide an ihrem Versteck liegen geblieben — nur den bloßen Degen hielt er in der Hand. Zum Ueberflusse ermachte in diesem Augenblicke Madame Fontanes, jedenfalls aufgeschreckt durch das Zerrn des neugebenedeten Akademikers, dessen Effizienz sie in ihrem Schlummer vergessen hatte. Als sie einen Mann neben sich knien sah mit einem entblößten Degen in der Hand, bekam sie solchen Schreck, daß sie gellende Hilferufe ausstieß. Ihr Mann fürzte herbei, im Nachtstuhl, denn auch er war aus tiefem Schlafe aufgeschreckt worden. Natürlich konnte Ampere beschriebene Auskunft geben und den Tobeschrei der Gattin vertreiben. Er entfernte sich aber doch aufs empfindlichste beschämt und gebemüht.

Kadreffen aus Papier.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Bei Kadprüfungen der Haushalte durch Kadposten des Oberkommandos in den Marken und Provinzen der Polizeibehörden sind vielfach Gummifahrer, deren vorgefundene worden, die bestimmungsgemäß von den Kadern hatten abgeliefert werden müssen. In vielen Fällen sind die Verurteilten zumächst aus Nachlässigkeit hinterzogen worden, später ist die Ablieferung aus Furcht vor Strafe unterblieben. Das Oberkommando bringt zur öffentlichen Kenntnis, daß als letzter Zeitpunkt für die Ablieferung der 10. Januar 1918 festgelegt wird. Alle nach diesem Tage festgestellten Verurteilten werden unumwiderrlich strafrechtlich verfolgt werden. An Stelle von Gummifahrern hat die deutsche Industrie für Kadraden Papierreifen geschaffen, die ziemlich dauerhaft sind, aber Luftschlände doch nicht erlösen können.

Zeichentag in Leipzig.

Die Leipziger Volkszeitung schreibt: Die Beschaffung von Seife macht immer größere Schwierigkeiten. Für die Oktober zugestellte Seite ist noch nicht geliefert und schon wird mitgeteilt, daß auch für die Novemberlieferung Schwierigkeiten bestehen. Schuld daran ist der Mangel an Rohstoffen. Dieser Mangel wird sich zur Folge haben, daß die Qualität der Seife in Zukunft schlechter, das heißt, daß die Seife noch fetter armert wird.

Professur Eisenhans.

Professor Dr. Theodor Eisenhans, Ordinarius für Psychologie und Pädagogik an der Technischen Hochschule in Dresden, ist dort im Alter von 56 Jahren gestorben. Seine Hauptwerke behandeln Kant und sein Verhältnis zu Jakob Friedrich Fries. Bekannt sind seine „Psychologie und Logik“ (1890) und das Lehrbuch der Psychologie (1912).

Neu entdeckter Strauch widerstandsfähiger als alte Sorten.

Der Kaffee ist ein Schmerzmittel der Tropenwelt. Kaum eine andere Pflanze für die Menschheit unentbehrlich geworden, leidet so sehr unter den Unbilden der Witterung und unter Krankheiten als der Kaffeebaum. Ganze Länder, die früher viel Kaffee lieferten, z. B. Java oder auch die Insel Ceylon, haben diese Kultur ganz aufgeben müssen, und auch in anderen Gebieten sind viel schlechte Ertragsarten mit den Pflanzungen gemacht worden. Eine der Maßnahmen, durch die man einen neuen Aufschwung der Kaffeepflanzung zu erzielen versucht hat, ist die Benutzung neuer wilder Arten, teils zu besonderer Anpflanzung, teils zur Kreuzung mit den bisher geachteten Arten. Eine größere Wichtigkeit in dieser Hinsicht hat neben dem arabischen Kaffee bisher hauptsächlich der liberische und dann der sogenannte Kongo-Kaffee erlangt.

Vor einem Jahre wurde dann im Kongo-Gebiet noch eine neue, wilde Art entdeckt, die den Namen „Coffea robusta“ erhielt, also der „starke“ Kaffee, aber in anderem Sinne, als dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verbundenen Begriff. Im „Tropenpflanzer“ wird eine Abhandlung wiedergegeben, in der nach Versuchen in Java eine gründliche Auskunft über den Wert dieser Art für die Kaffeekultur erteilt wird. Zunächst geht daraus hervor, daß die „Coffea robusta“ eigentlich kaum eine eigene Art, sondern mehr eine Abart des erwähnten Kongo-Kaffees darstellt. Sie zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Fruchtgröße aus, so daß sich die Zweige unter der Last von Blüten und Früchten geradezu zur Erde biegen.

Keine andere Art des Kaffeebaums ist mit einer solchen Fülle von Früchten begabt. Im Versuchsgarten von Java sind die Erträge von 17 verschiedenen Arten miteinander verglichen worden, und der „starke“ Kaffee steht mit einem Gewicht von 932 Gramm Bohnen auf einem einzigen Baum an der Spitze, nur noch um weniges unterworfen durch die sogenannte „Coffea Quilou“, eine nahe Verwandte, gleichfalls aus Afrika. Auch gegenüber dieser Art hat „Coffea robusta“ dadurch ein Uebergewicht, daß sie bei Frostung viel größere Erträge gibt. Von Vergleich lieft angeführt, daß der gewöhnliche Java-Kaffee nur 53 bis 97 Gramm Bohnen ergab, der kleinblühige Koffa sogar nur 27 bis 38, der großblühige Koffa immerhin nur 118 Gramm. Dazu kommt noch ein weiterer bedeutender Vorzug der „Coffea robusta“, daß ihre Früchte sehr früh reifen und damit auch weniger von Krankheiten zu leiden haben, als der arabische und liberische Kaffee.

Den Ausschlag gibt freilich erst die Verkaufsfähigkeit der Erzeugnisse, die sich nicht nur nach dem Gewicht, sondern auch nach der Gestalt, Farbe und Größe der Bohnen richten. Namentlich in Holland sind in den letzten Jahren schon erhebliche Mengen von „Coffea robusta“ zum Verkauf gebracht worden, woraus hervorgeht, daß die Einwände gegen die Kleinheit ihrer Bohnen und eine Mindervaligkeit des Gewichtes nachzulassen beginnen. Trotzdem wird die neue Kaffeiernte erst dann einen großen Erfolg erzielen können, wenn der Gehalt durch eine Verbesserung der Kultur und eine sorgfältige Behandlung der Bohnen noch weiter verbessert werden wird. Die Pflanzler haben vor allem damit zu rechnen, daß bei dieser Art des Kaffeebaums und ihren nächsten Verwandten keine Selbstbefruchtung stattfindet, daß demnach die strenge Durchführung einer Zuchtwahl die Voraussetzung guter Erträge bleibt. Dazu ist wieder eine genaue Kenntnis aller vererblichen Arten des Kaffeebaums notwendig, worüber bis auf die neueste Zeit noch manche Unklarheit geherricht hat.

Es ist ein Hauptverdienst der in Java angestellten Forstjungen, die Verantwortung dieser Fragen gefördert zu haben. Insbesondere geben sie recht eingehende Mitteilungen über die beste Anlage und Behandlung der neuen Sorte. Dazu gehört auch unter anderem die richtige Auswahl der jungen Schattensäume, deren jede Kaffeepflanzung bedarf. Für die Insel Java zunächst scheint der „starke“ Kaffee sich als Lebensversicherung für die Pflanzungen zu bedeuten. In den letzten Jahren wurden rund 25 Millionen dieser Bäume dort angepflanzt und ihr Ertrag wird schon auf mehr als 60,000 Tonnen jährlich geschätzt.

Professur Eisenhans.

Professor Dr. Theodor Eisenhans, Ordinarius für Psychologie und Pädagogik an der Technischen Hochschule in Dresden, ist dort im Alter von 56 Jahren gestorben. Seine Hauptwerke behandeln Kant und sein Verhältnis zu Jakob Friedrich Fries. Bekannt sind seine „Psychologie und Logik“ (1890) und das Lehrbuch der Psychologie (1912).